

Zeitschrift: Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich
Herausgeber: Antiquarische Gesellschaft in Zürich
Band: 75 (2008)

Artikel: Ein Leben für die Fabrik : Erinnerungen von Ernst Thalmann
Autor: Niederhäuser, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1045470>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ernst Thälmann, 1. Mai 1901, Foto-Atelier
Mebius in Moskau. (Foto Privatbesitz)

Ein Leben für die Fabrik

Erinnerungen von Ernst Thalmann

Redaktion Peter Niederhäuser

1934 fasste der Russlandschweizer Ernst Thalmann (1867–1941) den Entschluss, sein Leben niederzuschreiben. Er wusste um die Gefahren der trügerischen Erinnerung und verfügte zudem kaum über Unterlagen, auf die er sich hätte stützen können. Und doch ging er das Wagnis ein – nicht als einziger Russlandschweizer. Ausgehend von einem Kapitel in der Glarner Kantongeschichte über die Heimkehrer von 1917 entstand eine Sonderpublikation, die zahlreiche Lebensläufe von Russland-Schweizern enthielt.¹ Von der Sowjetregierung enteignet, von der offiziellen Schweiz hingehalten, fristeten viele der Betroffenen – in Russland oft stolze Unternehmer – ein bescheidenes Leben. Mehrere Vereine bildeten sich zur Vertretung ihrer Interessen, der Bund war jedoch nicht bereit, auf Forderungen nach einer Vorentscheidung in Millionenhöhe einzutreten. Verschiedene Initiativen suchten der Öffentlichkeit die Tüchtigkeit der ehemaligen Auswanderer und die Verdienste der jetzt Mittellosen nahezubringen, um so Druck auf den Bund zu erzeugen. Das 1934 erschienene Ergänzungsbuch zur Glarner Kantongeschichte geht auf solche Bemühungen zurück und gibt einen faszinierenden Einblick in das Schicksal von Migranten wie Thalmann, die aufgrund ihrer Qualifikation – und nicht wie im Fall der Auswanderung nach Übersee häufig aufgrund ihrer Armut – in die Fremde zogen. Aus diesem Selbstverständnis heraus erklärt sich auch die kämpferische Haltung der Russlandschweizer nach ihrer unfreiwilligen Rückkehr. Viele hatten ihr Vermögen in der Revolution eingebüsst, galten in ihrer alten Heimat plötzlich als «fremde» Bittsteller und hatten jede Perspektive auf einen gesicherten Lebensabend verloren.

Zu diesen «Verlierern» zählte auch Ernst Thalmann. In Russland Herr über ein kleines Industrieimperium, angesehenes Mitglied der Schweizerkolonie und mit persönlichen Kontakten zu Vertretern der Regierung, vermochte er 1917 nur gerade seinen Kopf zu retten. Zusammen mit seinen Geschwistern lebte Thalmann zuerst in Zollikon und amtierte bis 1927 als Zentralsekretär der Vereinigung der Russlandschweizer, die neben einem Beratungs- und Unterstützungsdienst für Russlandschweizer finanzielle Mittel vom Bund forderte. Nachdem der Versuch, ein Wachsfabrikationsgeschäft in Thalwil aufzubauen, in der Wirtschaftskrise gescheitert war und die letzten Ersparnisse aufgebraucht waren, musste Thalmann «mit schwerem Herzen» den Bund um Unterstützung bitten. Er starb Anfang 1941 in bescheidensten Verhältnissen.

Bis zu seinem Tod beschäftigte er sich mit den Vorgängen in Russland. Aus seiner Feder stammt beispielsweise eine materialreiche Analyse der Sowjetunion der 1930er Jahre.² Sein aussagekräftigstes Werk stellt zweifellos die Autobiografie dar. Auch wenn viele Aussagen nicht überprüfbar sind und die Ausführungen im Rückblick sicher ein



Eine jener Schriften, die in den 1930er Jahren auf die Verdienste und das tragische Schicksal der Russlandschweizer aufmerksam machen wollten. Thalmann steuert hier eine fundierte Analyse der Sowjetunion nach 1932 bei.

geschöntes Bild wiedergeben, ist das Leben Thalmanns, seines Vaters und seiner Geschwister exemplarisch. Mit Glück, Arbeit und Engagement liess sich im Zarenreich ein Vermögen verdienen; den initiativen Zuwanderern stand ein erstaunlich grosser Freiraum offen. Das Beispiel der aus dem zürcherischen Bertschikon stammenden Familie Thalmann spricht Bände – auch dank dem schriftlichen Vermächtnis von Ernst, der in dichter Beschreibung die wichtigsten Etappen seiner Karriere auf den Punkt bringt. Der folgende Text entspricht weitgehend demjenigen von 1934. Einzelne Passagen wurden weggelassen oder gekürzt; die Untertitel stammen vom Redaktor.

*

Ein Schweizer zieht in die Fremde: Bernhard Thalmann (1835–1905)

Mein Vater besuchte [...] die Primarschule in der Heimatgemeinde [Bertschikon ZH] und später die Sekundarschule in Rickenbach, nach deren Absolvierung er einen kurzen Chemie-Kursus durchnahm und dann in die Islikoner Fabrik, in welcher sein ältester Bruder inzwischen zum Direktor vorgerückt war, als chemischer Laborant und Kolorist eintrat. In dieser Stellung blieb er aber nur wenige Jahre. Im Jahre 1861 kam der Besitzer einer grossen Türkischrot-Färberei in Stscholkowo bei Moskau, Herr Ludwig Rabeneck, auf der Suche nach einem tüchtigen Koloristen in die Schweiz, besuchte dabei auch



Bernhard und Emilie Thalmann-Hertz, Fotografien von 1872. (Foto Privatbesitz)

die Fabrik in Islikon und bot meinem Vater die vakante Stelle in seiner Fabrik an, die dieser sofort annahm.

Im Herbst desselben Jahres (1861) fuhr er mit seinem neuen Chef in beschwerlicher Reise, teils mit der Bahn, teils mit Postpferden, an den Ort seiner künftigen Tätigkeit und lebte sich sehr schnell in seinen neuen Wirkungskreis ein, nachdem er zuvor bei einem russischen Geistlichen drei Monate lang russische Konversation studiert hatte. [...] Die höheren Angestellten des Unternehmens bildeten damals einen fest zusammengeschlossenen harmonischen Kreis, in welchem sich mein Vater bald wohl und heimisch fühlte. Einmal im Monat fuhr er Samstags nach Arbeitsschluss in das zirka 15 Kilometer entfernte Moskau und suchte dort die monatlichen Versammlungen der schweizerischen Landsleute auf, mit denen er nach Herzenslust schwyzerdütsch reden und Heimatlieder singen konnte. Er erzählte später gerne, dass er von diesen Zusammenkünften stets neu gestärkt, wie aus einem Jungbrunnen, zur Arbeit in seinem Laboratorium zurückkehrte. Sein enger Verkehr mit seinem Betriebschef P. Ch. Hertz, mit dem ihn trotz des ungleichen Alters eine innige Freundschaft verband, sollte ihm bald nicht nur eine Quelle rein freundschaftlichen Genusses sein, sondern sich auch auf seine fernere Lebensgestaltung auswirken, indem er in dem gastlichen Hause die älteste, 1847 geborene Tochter Emilie unter seinen Augen heranwachsen sah und lieben lernte. [...] Ein Jahr darauf, 1865, fuhr mein Vater an den Rhein zur Hochzeitsfeier und kehrte dann mit seiner jungen Frau nach Stscholkowo zurück. Das Heim des jungen Paares wurde nun der Mittelpunkt des gesellschaftlichen Lebens der kleinen Angestelltenkolonie, die [...] fast ausschliesslich

aus unverheirateten jungen Männern bestand. In diesem trauten Heim wurden meinen Eltern von 1867 bis Ende 1873 drei Söhne und eine Tochter geboren, die in der herrlichen Landluft und unter den Augen einer liebenden Mutter und eines gütigen Vaters prächtig gediehen. Das idyllische Dasein der Familie fand jedoch ein Ende, als mein Vater, im Hinblick auf die Schulung seiner Kinder, sich entschloss, eine ihm angebotene kleine Baumwollfärberei in Moskau zu übernehmen und am 2. Januar 1875 mit Frau und Kindern in die Stadt übersiedelte. Damit war die sorgloseste Periode seines Lebens abgeschlossen, und es begannen die Sorgen und Mühen des Fabrikanten. Mein Vater war ein ungemein fleissiger und gewissenhafter Mann mit immensen geistigen Fähigkeiten. In der chemischen und technischen Beherrschung des Färbereibetriebes hatte er wohl kaum seinesgleichen in dem damaligen Moskau. Und doch konnte er nie über den kleinen Fabrikanten hinauswachsen. Dies kam daher, dass ihm die Neigung und der Sinn für den rein kaufmännischen Teil des Unternehmens vollkommen abgingen. [...]

Nach der Mutter Tode [1895] schloss sich mein Vater noch mehr als früher an uns, seine Kinder, an und wurde uns im vollsten Sinne des Wortes unser bester Freund und Kamerad. Trotz des steten Mangels an Betriebsmitteln entwickelte sich die Färberei langsam vorwärts, die Arbeiterzahl hatte sich von 35 im Jahre 1875 auf 60–70 im Jahre 1897 erhöht. Im letzteren Jahre wurde die Fabrik aus Moskau nach dem etwa fünf Kilometer entfernten Rostokino verlegt, da Färbereien im Bannkreise der Stadt aufgrund einer städtischen Verfügung nicht mehr geduldet wurden. Durch diesen Umzug wurde unsere Familie geteilt. Der Vater zog mit meiner jüngeren Schwester Emilie (geboren 1881) und meinem Bruder Bernhard (geboren 1868) nach Rostokino, während ich mit Schwester Emma (geb. 1870) und den in der Stadt beschäftigten übrigen Brüdern in Moskau blieb. Die Sonn- und Feiertage vereinigten uns aber immer im väterlichen Hause in Rostokino. Nun folgten einige schicksalsschwere Jahre. 1898 wurden die Juden aus den grossen Städten plötzlich ausgewiesen. [...] Die Folge dieser Massregel war eine Massenflucht der betroffenen Hebräer und zahlreiche Zahlungseinstellungen derselben. Durch dieselben wurde auch mein Vater hart in Mitleidenschaft gezogen, da er unter seiner Kundschaft viele Juden gehabt hatte. Immerhin gelang es ihm, sich aus der ihm selbst drohenden Gefahr mit zäher Ausdauer, ohne Inanspruchnahme fremder Mittel zu befreien. Kaum hatte er sich aber von diesem Schlage erholt, als ihn ein zweiter, noch schwerer traf: kurz nach der Jahrhundertwende, im Sommer 1901, wurde die Fabrik durch einen in den Trockenkammern entstandenen Brand zerstört. Diesmal war der Schaden so gross, dass mein Vater ihn nur mit Zuhilfenahme meiner Ersparnisse und noch eines Darlehens von befreundeter Seite decken und das Geschäft weiter führen konnte. [...]

Am 22. Januar 1905, dem «roten Sonntag», brach in Petersburg die erste Revolution aus, die in dieser Hauptstadt zwar schnell unterdrückt wurde, aber sich im ganzen Lande, bald hier, bald dort, durch sporadische Ausbrüche bemerkbar machte, die den Zweck hatten, Beunruhigung in die Regierungskreise zu tragen. [...] Die Arbeiter der väterlichen Fabrik hatten während der ganzen unruhigen Zeit treu zu ihrem Brotherrn, mit dem sie ein schönes patriarchalisches Verhältnis verband, gestanden und ihm ihre Liebe und Anhänglichkeit durch den Schutz seines Besitzes gegen alle Anschläge von aussen bewiesen. Diese Wahrnehmung war, neben der Wiedervereinigung mit seinen Kindern, die letzte Freude, die das Schicksal dem durch die Ereignisse der letzten Wochen bis in den Lebensnerv getroffenen Greise vergönnte. Schon nach wenigen Tagen



Die Familie Thalmann um 1905: im Zentrum der Vater Bernhard, von links Eduard, Emilie, Fritz, Ernst, Emma, Heinrich, Bernhard und Albert. (Foto Privatbesitz)

erlitt er einen Schlaganfall, dem er am Weihnachtsabend 1905 erlag, 20 Tage vor der Vollendung seines 71. Lebensjahres.

Mein Vater war der Typus des alten Schweizers von echtem Schrot und Korn. Mit reichen Gaben des Geistes und Gemüts ausgestattet, war er stets allem Prunke abhold, hielt sich bei grossen Anlässen immer bescheiden im Hintergrund und zog jedem Gesellschaftstrubel den kleinen Kreis vertrauter Freunde vor. Hier aber entfaltete er seinen köstlichen trockenen Humor. Hier streute er die reichen Schätze seines Wissens und seiner reifen Erfahrung aus. An seiner fernen Heimat hing er mit rührender Liebe und flösste diese Liebe auch seinen Kindern ein, indem er jedoch stets ängstlich darauf bedacht war, sie von dem Hader der in der Schweiz herrschenden Parteien fernzuhalten. Er war stolz darauf, nur ein Sohn der von ihm so heiss geliebten Schweizer Heimat zu sein, die er mit seinem von buschigen Augenbrauen überschatteten klaren Blick und mit seinem wallenden weissen Patriarchenbart prächtig verkörperte.

Lehrjahre eines Fabrikantensohnes

Als das älteste von zwölf Kindern, von denen vier in zartem Alter starben, wurde ich am 12. April 1867 in Stscholkowo bei Moskau geboren. Dort verlebte ich meine ersten acht Lebensjahre und wurde schon frühzeitig von meiner Mutter in die Geheimnisse der

ersten Schulfächer (Lesen, Schreiben, Rechnen und biblische Geschichte) eingeführt. Im Jahre 1875 siedelten wir nach Moskau über, und im gleichen Jahre nahm mein Grossvater, P. Chr. Hertz, der uns damals besucht hatte, mich bei seiner Abreise nach Düsseldorf mit, wohl, um meine Eltern, denen gerade das fünfte Kind (Bruder Albert) geboren worden war, von meiner Erziehung und Ausbildung zu entlasten.

[In Düsseldorf und Bonn besuchte Ernst die Schule und studierte anschliessend in Zürich Jurisprudenz, obwohl der Vater ein Chemie-Studium gewünscht hatte. Nach einem Unfall auf einer Wanderung bei Sainte-Croix führte eine missglückte Operation 1886 zu einer so nachhaltigen Schwächung Ernsts, dass er ohne Abschluss des Studiums nach Moskau reisen musste und in seiner Arbeitsfähigkeit stark eingeschränkt blieb. Erst ein langer Aufenthalt in einer Naturheilanstalt bei Düsseldorf sollte später weitgehende Linderung des Leidens bringen.]

Nachdem ich einige Monate lang in der väterlichen Fabrik mich nützlich gemacht hatte, hauptsächlich zum Zwecke, meine vergessenen russischen Sprachkenntnisse wieder aufzufrischen, begann ich den nach meinem Missgeschick ohne Enthusiasmus neugewählten kaufmännischen Beruf in dem grossen Moskauer Handelshause Ernst Spies, das sich in der Folge in die Firma Spies, Stucken & Co. umwandelte. Die Haupt-handelsartikel der Firma waren: amerikanische und egyptische [!] Baumwolle, deutsches Vigognegarn, Naphta aus Baku und die gesamten Poterie (= Geschirrguss)-Erzeugnisse des kleinen Hüttenwerkes «Tscherepet» im Kaluga-Gouvernement. Gleichzeitig war die ganze Geschäftsführung der Aktiengesellschaft für die Türkischrot-Färberei Franz Rabeneck in Bolschewo, deren leitender Direktor mein Senior-Chef Georg Spies war, dem Handelshause eingegliedert. In diesem grossen Betriebe war ich nacheinander Korrespondent, dann Buchhalter und schliesslich Abteilungschef der «Tscherepet»-Abteilung.

[Das Tscherepet-Werk kam 1898 an eine belgische Aktiengesellschaft, die Hochöfen in Tula sowie eine Giesserei in Myschega besass und wenig später ein Transitlager mit Getreidesilos erwarb. Hauptaktionär war der «Eisenkönig» Léon Gautier, der Thalmann massgeblich förderte. Als die AG wegen einer Wirtschaftskrise 1902 den Verkauf der Tscherepet-Werke beschloss, schlug die Stunde Thalmanns.]

Vom Angestellten zum Unternehmer

Für mich aber wurde dieser Entschluss der Belgier bedeutungsvoll. Sofort nach seinem Bekanntwerden schlug ich meinem Prinzipal Léon Gautier vor, die beiden frei gewordenen Werke zu übernehmen und deren technische und kaufmännische Leitung dem uns ja schon lange bekannten Ingenieur P. Werjofkin und mir zu übertragen. Gautier machte darauf den Gegenvorschlag, ein Handelshaus zu gründen, in welchem Werjofkin und ich als Gesellschafter, er aber als Kommanditär [stiller Teilhaber] figurieren würden. Die neue Firma würde, den von ihr eingebrachten Mitteln entsprechend, eines der beiden frei gewordenen Werke übernehmen. Nach dieser kurzen Beratung wurde Werjofkin herbeigerufen und nun in gemeinsamer Besprechung der ganze Organisationsplan festgesetzt. Es wurde vor allen Dingen die materielle Grundlage des Unternehmens eruiert, indem jeder von uns zur Leistung eines für seine Verhältnisse tragbaren Anteils an dem

Gesellschaftskapital von total 120'000 Rubel verpflichtet wurde. Dementsprechend kam nur Tscherepet als Exploitationsobjekt in Frage. Werjofkin sollte die technische Leitung mit Sitz auf dem Werke, die kaufmännische Leitung dagegen ich mit Sitz in Moskau übernehmen. Daneben behielt ich die Leitung des Transitlagers. Gautier erhielt das Kontrollrecht über Werk und Moskauer Verwaltung.

Am 1. September 1902 erfolgte die offizielle Gründung der Firma Werjofkin, Thalmann & Co. in Moskau. Und dann begann eine Zeit angespannter, aber zuversichtlicher Arbeit. Wie schon höher gesagt, liess die Qualität der Tscherepeter Poterie-Erzeugnisse viel zu wünschen übrig. Während ich aber bei der früheren Leitung des Werkes für meine Reformpläne kein Verständnis finden konnte, erkannte Werjofkin sofort ihre Bedeutung und liess die alten Modelle zweckentsprechend erneuern. Gleichzeitig wurden die alten, engen Giesszellen, in denen es an Licht und Luft gebrach, durch Niederreißen der Zwischenwände erweitert und mit grösseren Fenstern versehen. Tscherepet gehörte nämlich, als letztes, zu den von Peter dem Grossen in den erz-, wald- und flussreichen Gebieten der Gouvernements Tula und, namentlich, Kaluga angelegten Hüttenwerken, die ursprünglich, und zum Teil bis zu unserer Zeit, nur Geschirrguss produzierten. Die Bauten waren allgemein massiv, aus unbehauenen Steinen aufgeführt, doch trugen die Arbeitsräume sanitären und hygienischen Bedürfnissen keinerlei Rechnung. Als Gebläse, die die gepresste Luft in den Hochofen drückten, dienten sechs von einem Wasserrad getriebene Kompressoren. In Notfällen (Wassermangel, Reparatur des Wasserrades etc.) wurden die Kompressoren von einem Lokomobil bedient. Die Belegschaft des Werkes bestand damals aus 181 Arbeitern und 16 Angestellten.

Meine erste und wichtigste Aufgabe war die Kundenwerbung. Zu diesem Zwecke bereiste ich alle Handelsplätze Russlands mit einem kleinen Assortiment unserer neuen Poterie. Aber ich musste fast ein ganzes Jahr lang die äusserst konservative und misstrauische Kundschaft bearbeiten, ehe es mir gelang, sie von der besseren Qualität unserer Erzeugnisse zu überzeugen. [...] Und dann ging es schnell aufwärts. Da brach im Jahre 1905 die erste Revolution aus. Dieselbe berührte unser Werk zwar direkt eben so wenig, wie der im Vorjahre ausgebrochene russisch-japanische Krieg, indirekt aber traf sie uns sehr schwer, indem sie im Oktober 1905 im Innern des grossen Reiches zu blutigen Judenpogromen führte, die ihrerseits eine Flut von Zahlungseinstellungen zur natürlichen Folge hatten. Hauptsächlich in den westlichen Provinzen aber lag der Grosshandel fast ausschliesslich in jüdischen Händen. So trafen die Zahlungseinstellungen denn auch unser junges Unternehmen äusserst hart und drohten es finanziell zu vernichten. Ich bereiste im November 1905 die betroffenen Gebiete im Westen und fand ein grauenhaftes Bild des Raubes und sinnloser Zerstörungswut. Die vorher reichen jüdischen Handelsherren waren, soweit sie nicht rechtzeitig einen Teil ihres Vermögens retten konnten, tatsächlich vollständig ruiniert. In Minsk, Berditschew, Wilna, Kowno usw. war der ganze Handel lahmgelegt. Wir bekamen 1906 die Folgen zu spüren, als uns die verfallenen Wechsel zur Zahlung präsentiert wurden. Glücklicherweise gelang es mir, meine Europa-Markensammlung für 25'000 Rubel zu verkaufen und von Léon Gautier ein fristloses Darlehen im Betrage von 45'000 Rubel zu erlangen, so dass die drohende Katastrophe abgewandt werden konnte. Es folgten nun drei Jahre ruhiger, gedeihlicher Arbeit. Unsere Poterie hatte sich die Märkte erobert, der Umsatz wuchs fortwährend und wir hatten die Produktion durch die Aufnahme der Erzeugung von

mechanischem Guss (Wasserleitungs- und gerippte Heizröhren) aus dem Kupolofen wesentlich erweitert. Für die Bearbeitung des mechanischen Gusses war eine hohe und helle Werkstatt gebaut und mit den nötigen Bearbeitungsmaschinen versehen worden. Die Arbeiterzahl war auf 270 gestiegen. Die Verkaufspreise für Geschirrguss und die Arbeitslohnansätze wurden durch die in Moskau tagenden periodischen allrussischen Kongresse der Poteriefabrikanten normiert, welche auf meine Initiative schon 1902 ins Leben gerufen waren und deren Präsident ich seither war. [...]

Ein Familienbetrieb auf Expansionskurs

Im Jahre 1908 bemerkte ich in den monatlichen Abrechnungen unseres Werkes fortlaufend Unstimmigkeiten, die auf systematische Diebstähle im Materiallager hinwiesen. [... Es] wurde beschlossen, dass ich Verwaltung und Wohnsitz für längere Zeit von Moskau nach Tscherepet verlegen müsse, um dort den kaufmännischen Teil straff zu organisieren und weitere Diebstähle zu verunmöglichen. In aller Eile traf ich nun meine Vorbereitungen zur Umsiedelung. Ich regelte mit Léon Gautier die Frage wegen meiner Nachfolge in der Leitung des Lagers in Sokolniki und reichte der Moskauer Stadtverwaltung mein Abschiedsgesuch als Mitglied der städtischen Taxationskommission ein, welcher ich 10 Jahre lang ehrenamtlich angehört hatte. Ebenso trat ich als Sekretär des Vorstandes des Moskauer Schweizerischen Hilfsvereins zurück und am 10./23. Januar 1909 reiste ich mit meinen beiden Schwestern Emma und Emilie nach Tscherepet ab. Dieser Umzug erwies sich in der Folge als schicksalhaft; denn schon im Oktober des gleichen Jahres [...] erlitt mein Kompagnon P. J. Werjofkin ganz plötzlich einen Schlaganfall, dem er wenige Tage darauf erlag. Der Verstorbene war mir ein lieber, guter Freund und durch seine fachmännische Tüchtigkeit ein äusserst wertvoller Mitarbeiter gewesen. Sein Tod bedeutete für mich einen sehr harten Schlag und stellte mich vor die Aufgabe, die entstandene Lücke möglichst bald auszufüllen. Dies gelang über Erwarten gut, da meine Brüder Albert (geb. 1875) und Fritz (geb. 1883) sich sofort bereit erklärten, in mein Geschäft einzutreten, ersterer als Giessereileiter und letzterer als Bureauchef. Ausserdem gewann ich einen mir von Myschega her gut bekannten ausgezeichneten Fachmann, Arthur Ziehr, als Chef der mächtig aufstrebenden mechanischen Werkstatt. Den bisherigen erfahrenen Hüttenmeister D. Maloletkin belliess ich auf seinem Posten. Die oberste Leitung behielt ich mir selbst vor und zu meinem Stellvertreter bestimmte ich meinen Bruder Albert. Diese Organisation bewährte sich vorzüglich. Ich konnte nun an die Ausführung längst gehegter Projekte gehen. Dazu gehörte vor allen Dingen der Bau einer neuen Giesshalle für mechanischen Guss, ferner ein Anbau an die mechanische Werkstatt für eine Kraftstation (Dieselmotor von 80 PS) mit einem abgeteilten Raum für eine elektrische Station zur Beleuchtung des Werkes und seiner Umgebung, dann der Bau einer grossen Kaserne mit Wohnungen für Arbeiterfamilien und der Bau eines Klubhauses für die Arbeiter und Angestellten. Alle diese Arbeiten wurden bis Mai 1912 beendet, worauf ich mir einen zweimonatlichen Erholungsurlaub vergönnte, den ich mit meinen beiden Schwestern, nach einem kurzen Besuch am Rhein, in der Schweiz verbrachte.



Gartenidylle in Tscherepet um 1910. Die Geschwister Thalmann mit dem Ehepaar Lehmkuhl und dem Polen Lagnovski. (Foto Privatbesitz)

[Dank einem mehrjährigen Liefervertrag mit einer Firma aus Riga und dem Kauf eines erzhaltigen Gebiets konnte der Betrieb weiter ausgebaut und unabhängiger von der Eisenbahn gemacht werden. Im Frühjahr 1913 begann die Förderung von eigenem Erz, gleichzeitig engagierte sich Thalmann für den Bau einer zentralrussischen Eisenbahnlinie, die den direkten Anschluss Tscherepets an Westeuropa ermöglicht hätte. Trotz bester Beziehungen Thalmanns zu Ministern in Petersburg wurde der Entscheid für eine Bahnkonzession jedoch vertagt.]

Nach Kokowzews Rückkehr aus Paris [Premierminister Graf Kokowzew verhandelte dort Ende 1913 über eine grosse Anleihe] war mir die Unabwendbarkeit des Krieges vollständig klar und nur die Zeit seines Ausbruches war noch ungewiss. Dies veranlasste mich leider, die bis dahin gehegte Absicht, eine Liegenschaft in Zürich zu kaufen, aufzugeben, da ich voraussehen musste, dass wir zur Herstellung von Kriegsmaterial herangezogen würden und die Umstellung oder Hinzuziehung dieses neuen Produktionszweiges die Aufwendung bedeutender Mittel beanspruchen würde. Allerdings rechnete ich damals nicht nur mit einem baldigen Zurückfliessen der aufzuwendenden Mittel, welches auch tatsächlich über Erwarten schnell stattfand, sondern auch mit einem mächtigen Aufschwung der russischen Industrie nach dem Kriege, in welchem Falle unsere Aufwendungen auch später noch reiche Früchte tragen mussten. Ich bin auch heute noch davon überzeugt, dass dieser Aufschwung eingetreten wäre, wenn der bolschewistische Umsturz ihn nicht verunmöglicht hätte. Diesen letzteren Faktor

aber hatte ich anfangs 1914 nicht in meine Berechnung eingezogen. Als ich nun gleich nach Beginn des Krieges die Aufforderung zur Lieferung von Artillerie-Geschossen und -Zündern erhielt, wurde sofort mit dem Bau der nötigen Giess- und Bearbeitungshallen begonnen, da die bisherige Produktion von Geschirr- und mechanischem Guss uneingeschränkt weiter laufen sollte und auch wirklich weiterlief.

[...]

Die Produktion [von Kriegsmaterial] erwies sich zudem [als] so lukrativ, dass sie alle unsere Kosten für Bauten und Anschaffungen deckte und mir darüber hinaus noch einen ganz beträchtlichen Gewinn abwarf. Mitte 1915 baute ich eine Lokomotiv-Reparatur-Werkstätte, die sich ausserordentlich gut bewährte, da an «kranken» Lokomotiven kleinen Kalibers kein Mangel war. Trotzdem die Arbeit an den Drehbänken und Bohrmaschinen von Frauen verrichtet wurde, machte sich bei der beständigen Vergrösserung der Betriebe mit der Zeit ein Mangel an Arbeitskräften geltend. Ich liess mir deshalb 80 Kriegsgefangene zuweisen, die natürlich in der Kriegsindustrie nicht beschäftigt werden durften. Ich erhielt je 40 Deutsche und Österreicher zugewiesen, die teils bei den mechanischen Feuerungen, teils bei den Lokomotiven und teils bei der Kohlenbereitung in den Wäldern zu arbeiten hatten.

[...]

Das Werk war in der beschriebenen Weise mächtig gewachsen. Es bestand aus dem alten Hochofen und einem wesentlich vergrösserten Kupolofen, welche zusammen jährlich über zwölf Millionen Kilogramm Gusseisen produzierten, vier geräumigen hellen Giesshallen, drei mechanischen Bearbeitungshallen, einer achtessigen Schmiede und den nötigen Waren- und Materialienräumen, sowie einem Bureaugebäude. Die mechanischen Werkstätten, mit Sheddächern versehen, sowie die letztgebaute Giesshalle waren aus von uns selbst auf unseren eigenen Pressen gearbeiteten Hohlziegeln erstellt worden. Die Einrichtung des Werkes bestand Ende 1916, abgesehen von einer unzähligen Menge von Modellen und Formkasten jeder Art und Grösse, aus einem grossen und einem kleinen Wasserrade, 1 Lokomobil (25 PS), 3 Motoren von insgesamt 120 PS, 1 Dynamomaschine für Wechselstrom von 110 Volt, 350 Amp., 4 Ventilatoren, 144 Bearbeitungsmaschinen, sowie Laufkatzen, Transmissionen etc. Die Belegschaft bestand damals im Werk aus 63 Hüttenleuten, 426 Giessern und Handlangern, 183 Mechanikern und Schlossern, 30 Packern und Hofarbeitern und den 80 Kriegsgefangenen, insgesamt 782 Personen. Ausserdem beschäftigten wir aber noch in den Wäldern, im Bergwerk und auf den Tulaer Erzfeldern zirka 500 Mann und, allerdings nur im Winter für die Zufuhr von Kohle und Erz, zirka 400 Fuhrleute. Dazu kam das Aufsichtspersonal (31 Personen) und die Bureauangestellten und Laufburschen (26 Personen). Im Hochofenbetrieb wurde natürlich jahraus und jahrein in drei Schichten gearbeitet, wie auch im Betriebe der Kriegsindustrie, während die übrigen Schlosser und Mechaniker achtstündige Arbeitszeit hatten und die Giesser täglich zweimal aus dem Hochofen und etwa viermal aus dem Kupolofen das flüssige Gusseisen abnehmen mussten, ohne eine bestimmte Arbeitszeit inne zu halten. Alle Arbeitsräume und Höfe im Werk, die Bureauräume, mein und meiner Brüder Häuser sowie diejenigen der Angestellten und vieler Arbeiter, das Klubhaus, die Schule, das Krankenhaus und alle Strassen waren elektrisch erleuchtet, die Dorfstrassen durch Verwendung von Schlacke stets rein und ordentlich gehalten. So präsentierte sich damals Tscherepet, ein kleines, aber schmuckes Werk mit einer vorzüglichen Organisation und

frisch pulsierendem Leben. Ich durfte da wohl zufrieden sein mit der von einer gütigen Vorsehen gesegneten Arbeit der vergangenen Jahre und ich sah schon die Erfüllung meines lange gehegten Traumes in greifbarer Nähe vor mir liegen, nämlich des Traumes, mich mit 50 Jahren (also 1917) von der Leitung des Werkes zurückzuziehen und meinen bisherigen treuen und zuverlässigen Mitarbeitern, mit meinen Brüdern Albert und Fritz an der Spitze, denen das Werk seine Blüte nicht weniger als mir verdankte, den Weg zu weiteren Erfolgen freizugeben. Ich selbst aber gedachte, mich wieder öffentlichen Arbeiten und vor allem der Schweizerkolonie in Moskau zu widmen, welche ich seit 1909 im Drange der Geschäfte hatte vernachlässigen müssen.

Schweizer in Moskau

Die Schweizerkolonie war zur Zeit meines Eintreffens aus dem Auslande im Jahre 1887 nicht organisiert. Sie stellte einen lockeren Verband der in Moskau und der nächsten Umgebung lebenden Landsleute dar, soweit dieselben das Zusammengehörigkeitsgefühl mit ihrer Heimat nicht verloren hatten, was leider, wie sich später bei den Heimtransporten herausstellte, sehr häufig der Fall war, sei es, dass sie durch Heiraten ihrer Eltern und Voreltern mit Russinnen im Russentum untertauchten, sei es auch nur aus Indolenz und Nachlässigkeit. Jedenfalls habe ich in den letzten 15 Jahren hier eine ganze Menge von Russlandschweizern kennen gelernt, die in der Schweizerkolonie unbekannt waren und nie dort verkehrten. Diese Elemente inbegriffen, umfasste die Kolonie nach meiner Schätzung etwa 1000 Seelen. Den Kern derselben bildete der Schweizerische Hilfsverein in Moskau, in dessen Vorstand die angesehensten und verdienstvollsten Mitglieder der Kolonie, mit dem allverehrten Konsul Ferdinand Luchsinger an der Spitze, sassen. Das Leben in der Kolonie, welches früher sehr rege gewesen sein soll, war zur Zeit meiner Ankunft (1887) etwas in Stagnation geraten. Die beiden einzigen Anlässe, die den Landsleuten Gelegenheit gaben, sich regelmässig zusammen zu finden, waren die stets am ersten Samstag des Jahres im Slawjansky Bazar stattfindenden Schweizerbankette, welche, als Nationalfest gedacht, dem vaterländischen Gedanken geweiht waren, sowie die jährlich stattfindenden Generalversammlungen des Schweiz. Hilfsvereins, an denen alle für den Verein, wie auch für die Kolonie wichtigen Fragen besprochen wurden. Wohl hatte der Besitzer des «Hotel Berlin», unser rühriger Landsmann Xaver Clausen, der Kolonie einen Raum zu zwangslosen Zusammenkünften zur Verfügung gestellt, aber dieser wurde damals nur von einigen alten Herren allsonnabendlich zu einer Partie Préférence oder Jass in Anspruch genommen. Die jüngeren Elemente fehlten. Nachdem ich in der Kolonie etwas heimisch geworden war, versuchte ich, anfangs in einem ausgesuchten kleinen Kreise, durch Vorträge und kleine Aufführungen dem lethargischen Zustand der Jugend einen neuen Auftrieb zu geben. Mein Versuch wurde von verständnisvollen Förderern, wie dem viel zu früh verstorbenen Jakob Wirz, Léon Bourquin, Adolf Herzog, Alfred Lecoulte u. a. eifrig unterstützt, und, siehe da, er gelang. Unser Kreis vergrösserte sich fortwährend und schon 1889 konnten wir periodische Zusammenkünfte im «Hotel Berlin» einrichten, die sich eines guten Besuches aus allen Kreisen der Kolonie erfreuten, zumal seit der von den Herren Rudolf Schuppli sen., Jak. Gyger und dem stimmungsgewaltigen J. Vögelin gegründete kleine

Die Fabrik «Verevkin, Thalmann und Kompanie» – Spurensuche in Russland

Marina Markova und Eva Maeder

Tscherepet¹ liegt südöstlich von Moskau, in einem Gebiet in der Nähe von Tula, das für seine Eisenerzvorkommen und -verarbeitung bekannt ist. Seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bestand hier eine Manufaktur, die Ziegelsteine und seit dem 19. Jahrhundert auch Gusseisen produzierte und öfters die Hand wechselte. Strassen fehlten, die Besitzer investierten kaum in den Betrieb, so dass dieser nie grössere Bedeutung erlangte. Schlagzeilen machte er einzig 1887 in den «Gouvernementsnachrichten von Kaluga» mit dem Hinweis, dass «der Eisengiesser Nikita Rebedenskij [...] Falschgeld höchster Qualität» produziert habe.

Nach 1900 verhalf ein neues Besitzerduo dem nur wenige Hundert Einwohner zählenden Fabrikdorf zu einer unerwarteten Blüte: der aus Kaluga stammende Fabrikbesitzer P. Verevkin [Werjofkin] liess zusammen mit dem Schweizer Miteigentümer Ernst Thalmann ein neues Fabrikgebäude errichten und baute 1905 eine rund 100 Kilometer lange Eisenbahn in die Industriestadt Tula. Aus dem Bedürfnis, die Arbeiter zu bilden, die als ehemalige Leibeigene nur selten lesen konnten, initiierte Thalmann den Bau eines zweistöckigen, geräumigen Backsteinhauses, das eine Bibliothek und einen von ihm geleiteten Arbeiterklub beherbergte. Gleichzeitig veranlassten die beiden Geschäftspartner das örtliche Selbstverwaltungsorgan, die Zemstvo, eine Grundschule zu eröffnen, was sonst in der Regel nur in der Nähe von sehr grossen Fabriken geschah. Dank nennenswerten Investitionen zählte die Fabrik, die verschiedene Gegenstände wie Öfen, Geschirr und Teekessel aus Gusseisen produzierte, 1913 bereits 349 Arbeiter.²

Nach dem Beginn des Ersten Weltkriegs erhielt das Werk staatliche Rüstungsaufträge, dank denen es den Gewinn um ein Drittel steigern und bis zu 140 weitere Arbeiter beschäftigen konnte. Thalmann gelang es offenbar, trotz Versorgungsengpässen die nötigen Rohstoffe zu beschaffen. 1917/18 arbeitete die Fabrik auf Hochtouren, während andere Betriebe zeitweise stillstanden. Ende 1917 begann nach der bolschewistischen Machtübernahme der Bürgerkrieg. Im Gebiet von Tscherepet kam es zu erbitterten Kämpfen. Das Land versank im Chaos, die Fabrik stand still und Thalmann musste in sein Heimatland fliehen.

Die weitere Entwicklung verlief bis auf einen kurzen Moment der Hoffnung ähnlich bescheiden wie vor 1905. Nach einer eher unbedeutenden Produktion in den 1920er und 30er Jahren erfolgte 1940 ein massiver Um- und Ausbau. Dank einem Anschluss an die Eisenbahn und dank einer Überlandstrasse sollte Tscherepet endlich wachsen. Ein Jahr später besetzte jedoch die deutsche Armee bei ihrem Vormarsch nach Moskau das Gebiet; bei der Rückeroberung wurde die Fabrik von Partisanen völlig zerstört.

Nach dem Wiederaufbau in der Nachkriegszeit produzierte der Betrieb bis 1996 Land- und Waldwirtschaftsmaschinen; anschliessend wurde die Eisenbahnlinie aufgegeben. Heute dient die Produktionsstätte als Abfüllhalle für ein nach der Industriellenfamilie Demidov benanntes Mineralwasser. «Thalmann und Verevkin» wäre passender, doch diese Namen scheint man in Russland längst vergessen zu haben.

1 Wir schreiben Čerepet' nicht gemäss den Regeln der wissenschaftlichen Transliteration, sondern passen uns der besseren Lesbarkeit halber der deutschen Umschrift Ernst Thalmanns an.

2 Spisok fabrik, zavodov i drugich promyšlennych predpriyatij Kalužskoj gubernii. Po dannym Vserossijskoj Promyšlennoj i Professional'noj Perepisi 1918 g. [Liste der Manufakturen, Fabriken und anderer industrieller Unternehmen des Gouvernements Kaluga. Gemäss den Angaben der allrussischen Industrie- und Berufserhebung von 1918], Moskau 1919.



Oben: Die Zemstvo-Feuerwehr, ein vom lokalen Selbstverwaltungsorgan geschaffener Brandschutz. Fabrik- und Grundbesitzer stellten die notwendigen Geräte und unter Umständen Leute zur Verfügung. Vermutlich sind auf der Aufnahme auch die «Ehrenmitglieder» der Feuerwehr zu sehen, Angehörige der lokalen Elite, die sich an den Unkosten beteiligten und dafür von Einsätzen befreit waren.



Mitte: Gemäss dem Leiter des Ortsmuseums von Tscherepet beherbergte dieses heute abgerissene Gebäude den von Thalmann errichteten Arbeiterklub.

Unten: Das moderne Fabrikgebäude mit dem für seine Zeit überaus fortschrittlichen Sheddach. Die Aufnahme scheint zwischen der Enteignung und der Stilllegung von 1919 und vor dem Um- und Ausbau von 1940 entstanden zu sein.



(Aufnahmen aus dem Ortsmuseum Tscherepet)

Koshewniki-Männerchor [russisch für «Gerber»] diese Abende hie und da mit seinen vaterländischen Gesängen belebte. Am Schweizerbankett des Januar 1890 wurde mir zum ersten Mal die Vaterlandsrede übertragen, welche ich von da an, ausgenommen 1894, alljährlich zu halten hatte. Diese Ehre verdankte ich wohl zumeist dem Umstande, dass ich grundsätzlich mit voller Überzeugung in dieser Rede alles vermied, was irgendwie Parteileidenschaften entfesseln konnte. Meine Vaterlandsreden waren rein abstrakt und nur auf den nationalen vaterländischen Gedanken gestimmt. Sie begegneten deshalb hie und da unfreundlicher Kritik; ich halte aber auch heute noch an der Meinung fest, dass der Auslandschweizer in der Fremde nur den Nationalgedanken pflegen und sich [von] allem Parteihader fernhalten sollte. Eine andere grosse Ehrung widerfuhr mir im Jahre 1895, als die Generalversammlung des Schweiz. Hilfsvereins mich in dessen Vorstand wählte, wo ich von 1901 bis 1909 als Sekretär amtierte. Das 50jährige Jubiläum des Hilfsvereins gestaltete sich zu einer grossen Feier der Kolonie und wurde mit dem Schweizerbankett 1903 verbunden. Ein von mir verfasstes Festspiel mit einem Gnomen- und Elfentanz bildete den Mittelpunkt des Festes und wurde umrankt von musikalischen und deklamatorischen Darbietungen aller Art. Im darauffolgenden Jahre beging Ferdinand Luchsinger sein 25jähriges Jubiläum als Schweizerkonsul. Nachdem wir ihm am frühen Morgen ein Ständchen dargebracht hatten, empfing er am Abend die Glückwünsche und Ehrungen der Kolonie, die er in vorbildlicher Weise vertrat. Aber schon drei Jahre später sah er sich durch zunehmende Kränklichkeit gezwungen, vom Konsulat zurückzutreten. Als Kandidaten der Kolonie auf den vakant gewordenen Posten als Honorarkonsul wurden Charles Masset, Karl Grether und ich bezeichnet, doch musste ich die mir zugedachte Ehre angesichts meines unmittelbar bevorstehenden Umzugs nach Tscherepet ablehnen, worauf Karl Grether nominiert wurde. Mein Umzug zwang mich aber auch, meinen Abschied aus dem Vorstand des Schweiz. Hilfsvereins zu nehmen, und diese Trennung fiel mir ungemein schwer. Hatte ich doch in harmonischer Zusammenarbeit mit den hochsinnigen, verantwortungsbewussten Vorstandskollegen, die mir zu Freunden geworden waren, dem Werke der Unterstützung verarmter Landsleute, der Pflege der Alten und Siechen in dem von uns gegründeten und ausgebauten Altersasyl sowie der Stellenvermittlung für die Arbeitslosen in der Kolonie nach bestem Wissen und Können meine besten Kräfte gewidmet. Meine Abreise von Moskau brachte es mit sich, dass ich mich dem Leben in der Kolonie immer mehr entfremdete, obgleich ich mir Mühe gab, wenigstens durch sporadische Besuche, namentlich aber durch Teilnahme an den Jahresbanketten, sowie an den Generalversammlungen des Hilfsvereins und, hie und da, an den Kegelabenden des von mir gegründeten Kegelkreises «Helvetia» den Zusammenhang nicht ganz zu verlieren.

Vom Traum zum Trauma

Und nun, Ende 1916, träumte ich davon, mich 1917 vom Geschäfte zurück und wieder nach Moskau zu ziehen, um dort mich dem Leben in der Schweizerkolonie aufs neue zu widmen. Menschliche Kurzsichtigkeit! Die bürgerliche Revolution vom 7. und 8. März 1917 liess diese Träume zerplatzen wie Seifenblasen. Die von den ehemali- gen Revolutionsparteien gierig umlauerte Provisorische Regierung des Fürsten Lwow

entfesselte durch ihre ängstliche Schwäche und politische Kurzsichtigkeit, die sich in den unverständigen Armeebefehlen Kerenskys und in den allgemeinen Verordnungen kundtat, die Zucht- und Disziplinlosigkeit im Heere und die völlige Zügellosigkeit in den industriellen Betrieben. Scheinbar patriotische Umzüge auf den Strassen und endlose Arbeiterversammlungen in den Fabriken machten jede produktive Arbeit unmöglich. Ende März fuhr ich nach Petersburg, um meinen in der Regierung sitzenden Bekannten, den Fürsten Lwow und P. P. Jurenjew sowie Jw. Jw. Dmitrjukow, dem ehemaligen Sekretär der Reichsduma, meine ernststen Bedenken zu äussern und sie zu einem straffen Anziehen der Regierungszügel zu veranlassen. Der Eindruck, den diese Herren bei der gemeinsamen Besprechung auf mich machten, war niederschmetternd. Sie waren durch die inzwischen immer mehr gemachte Erkenntnis ihrer Umzingelung durch die Linksparteien, die damals eine Einheitsfront bildeten, ängstlich, verschüchtert, schwankend und zu jeder energischen Handlung unfähig. Ich fuhr tief enttäuscht und entmutigt nach Tscherepet zurück. Einen Monat später beging Dmitrjukow Selbstmord. Kerensky übernahm die Führung der Regierungsmacht. Aber auch er wurde, trotz aller seiner schönen Reden, nicht Herr der Lage, welche nicht Reden, sondern Taten forderte. Die weitere Entwicklung war leicht vorauszusehen. Ich machte Anstrengungen, zu retten, was noch zu retten war. Nach fast zweimonatlichen Verhandlungen in Moskau und Petersburg gelang es mir, ein Finanzkonsortium zu finden, welches mit mir gemeinsam eine Aktiengesellschaft zur Exploitation meines Werkes gründen wollte. Ich sollte eine Million Rubel als Aktienkapital im Geschäfte lassen. Anderthalb Millionen sollten mir als Aktienanteil des Konsortiums in Schecks auf Newyork ausgezahlt werden.

Am 26. Oktober/8. November sollte die Unterschrift des Vertrages und die Verrechnung vor dem Notar erfolgen. Nun bemächtigten sich gerade am frühen Morgen dieses Tages die Bolschewisten des Winterpalais und ganz Petersburgs. Als wir uns um 9 Uhr vor dem Notariat versammelten, fanden wir dasselbe zu unserer Verwunderung noch geschlossen. Nach langem Warten wurden wir durch einen plötzlich auftauchenden Trupp von Rotgardisten vertrieben. Die Nationalisierung der Notariate hatte begonnen und mein schöner Plan war zu Wasser geworden. Es sollte aber nicht bei diesem einen Missgeschick bleiben.

[Gegen Abend wurde Thalmann auf der Strasse verhaftet und entging nur mit viel Glück der Exekution. So rasch als möglich floh er nach Tscherepet.]

Auf dem Werke wurde die Arbeit unproduktiv und unerquicklich. Ein kleiner Klüngel junger, von den Lockungen und Verheissungen der neuen Lehre berauschter Desperados terrorisierte die ganze Arbeiterschaft, die mir insgeheim treulich anhing. Als im Herbst 1918 meine beiden Brüder und ich vom Sowjet unseres Lichwiner Kreises verhaftet und gerade zum Tode verurteilt worden waren, da rettete uns nur diese rührende Anhänglichkeit unserer Arbeiter, welche eine Abordnung zu der Gerichtssitzung entsandten, die gegen die Verhandlung protestierten und uns vor ihr Arbeitertribunal forderten. Der Sowjet, der es mit den Arbeitern nicht verderben wollte und wohl auch der Ansicht sein mochte, ihre Forderung entspringe einem unbezähmbaren Hass gegen uns, entsprach dem gestellten Verlangen und lieferte uns der Arbeiterdelegation aus, die am nächsten Morgen früh auf vom Werke requirierten Gefährten uns und den ganzen Sowjet, eskortiert von berittenem Militär, nach Tscherepet begleiten sollte. Auf dem Werke wurden wir von der ganzen Belegschaft erwartet. Nach einer humoristischen

Bücherrevision wurden wir in die grösste Giesshalle zur Gerichtsverhandlung geführt. Dabei beging der Sowjet den Fehler, seine Militäreskorte nur um das Werk herum, nicht aber auch im Hofe und an den Türen der Halle zu postieren. Bei der Verhandlung nun sprach sich die Arbeiterschaft fast einstimmig gegen das vom Sowjetpräsidenten in einer leidenschaftlichen Rede verlangte Todesurteil aus. Wir wurden ganz eindeutig freigesprochen. Diesen Freispruch verdankten wir der Zuneigung und Anhänglichkeit unserer Arbeiter, aber wohl zum Teil auch der unvorsichtigen Postierung des Militärs, ohne dessen Beistand der Sowjet keine Gewalttätigkeit gegen die erregte Menge wagte. Noch einmal versuchte der Sowjetpräsident, mich in seine Gewalt zu bekommen, aber zu der Zeit (Januar 1919) war ich durch die telegrafische Ernennung zum Führer des dritten schweizerischen Heimtransportes seiner Macht entrückt.

Am 5./18. November war die Sowjetvertretung ohne vorherige Verständigung der Schweizerkolonien in Russland aus der Schweiz ausgewiesen worden. Dadurch wurden die Russlandschweizer, als Aussenposten, den innenpolitischen Interessen der Eidgenossenschaft geopfert, und hierauf gründeten sie ihr moralisches Recht auf eine Entschädigung ihrer Verluste in Russland. Denn nach der Ausweisung der Sowjetvertretung erfolgte der Gesandtschaftsraub in St. Petersburg, sowie die Nationalisierung der schweizerischen wirtschaftlichen und Industrie-Betriebe in beschleunigtem Verfahren. Ende November/Anfang Dezember wurde auch mein Werk nationalisiert. Kurz darauf erfolgte meine höher erwähnte Verhaftung. Nach Neujahr 1919 traf der von den Sowjets zum Leiter meines Werkes ernannte Ingenieur P. Tominsky ein und fast zur selben Zeit erhielt ich das Telegramm des Schweizerkonsulates mit meiner Ernennung zum Führer des dritten schweizerischen Heimtransportes und der Aufforderung, zur Organisation des Zuges nach Moskau zu kommen. Dank diesem Telegramm vermied ich eine nochmalige Verhaftung, die wahrscheinlich schlechtere Folgen für mich gehabt hätte, als die vorherige. Am 14. Januar 1919 verliess ich mit meinen Schwestern Tscherepet. Meine beiden Brüder folgten einige Tage später nach. In Moskau stellte ich das rollende Material meines Zuges zusammen und bereitete alles zur Abreise vor. Am 2./15. Februar verliess dann unser Zug Moskau und erreichte, nach einer beschwerlichen Reise über Finnland, Schweden, die Insel Rügen und Deutschland am 7. März 1919 Basel.

Anmerkungen

- 1 Jenny, Adolf: Leistungen und Schicksale der Russland-Schweizer (Sonderabdruck aus Bd. III der «Glärner Geschichte in Daten»), mit: Bilder von dem Leben und Streben der Russland-Schweizer und dem traurigen Ende ihrer Wirksamkeit, Glarus 1934; der Beitrag von Thalmann findet sich auf S. 258–310.

Mein Dank geht an Jörg und Christian Thalmann, die mich von Brüssel und Zollikon aus grosszügig mit Bildunterlagen und Informationen zu ihrem Grossonkel Ernst Thalmann unterstützt haben.

- 2 Thalmann, Ernst: Sowjetrussland, aussenpolitisch, wirtschaftlich und innenpolitisch von 1932 bis zur Gegenwart, in: Etterlin, Jakob: Russland-Schweizer und das Ende ihrer Wirksamkeit, 2. verm. Aufl., Zürich 1938, S. 122–177.

Weitere Informationen zu Ernst Thalmann finden sich – gestützt zum Teil auf das Russlandschweizer-Archiv am Lehrstuhl für osteuropäische Geschichte der Universität Zürich – in: Rauber, Urs: Schweizer Industrie in Russland. Ein Beitrag zur Geschichte der industriellen Emigration, des Kapitalexportes und des Handels der Schweiz mit dem Zarenreich (1760–1917) (Beiträge zur Geschichte der Russlandschweizer, Bd. 2), Zürich 1985, v. a. S. 144 f.